Meinrad Schütter

Autor(en): **Kerle, Heinz / Zinsli, Philipp**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **33 (1991)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-972064

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nachhinkender Glückwunsch zum 80. Geburtstag (am 21. September 1990) eines lieben Zeitgenossen, Künstlers und Originals:

Meinrad Schütter

Ein kompromissloser Aussenseiter

Mit Meinrad Schütter feierte jüngst ein Komponist seinen runden Geburtstag, dessen gesamtes Schaffen in einem reizvollen Gegensatz zu den musikalischen Gepflogenheiten unserer Tage steht. In einer Zeit weltweiter kultureller Nivellierung, Tag und Nacht ebenso verfügbar wie austauschbarer Musikkonserven hat er es geschafft, ein Geheimtip für Kenner zu bleiben.

Der 1910 in Chur Geborene ist keiner der Berühmten und Vielgenannten unter den Schweizer Musikern. Meinrad Schütters Rang als Komponist liegt in der Konsequenz begründet, mit welcher er unermüdlich für eine transparente, verdichtete Musik arbeitet. Auf der Suche nach der ihm gemässen zeitgenössischen Tonsprache hat er mehrere Entwicklungsstufen durchlebt, ohne dabei je auf aktuelle Modeströmungen oder auf Wünsche von Interpreten und Publikum einzugehen. Die Musik selbst mit ihren oft verborgenen, sich erst nach wiederholtem Hören allmählich offenbarenden Baugesetzen steht voll und ganz im Mittelpunkt seines schöpferischen Strebens: Sie muss stimmen, seinen unerbittlichen ästhetischen Massstäben genügen.

Wer an sich selbst und an ein Publikum Anforderungen dieser Art zu stellen wagt, nimmt das Risiko eines Beiseitestehens bewusst in Kauf. Für Meinrad Schütter gibt und gab es genug Musiker, die ohne den regelmässigen Applaus der Massen nicht hätten leben wollen. Er selbst hat es nie gesucht, elitär zu sein, musste jedoch früh erfahren, dass Anerkennung weder von Kollegenseite noch vom Konzertpublikum ausgeht, wenn man sich weigert, als zeitgenössischer Komponist von seinem Weg abzuweichen, Konzessionen zu machen.

Meinrad Schütter ist bis heute nicht Mitglied des Tonkünstlervereins, der eigentlichen Zunft der Schweizer Komponisten, und er hat auch keinen Verlag. Trotzdem umfasst sein vorläufiger Werkkatalog eine abendfüllende Oper, sieben Orchesterwerke, darunter eine – noch nicht vollendete – Sinfonie, siebzehn Kammermusikwerke, zwei Messen, über vierzig Lieder, mehr als zwanzig Chorwerke, Musik für Streichorchester, ein Ballett, zehn Klavier- und vier Orgelwerke. Dieses beeindruckende Oeuvre liegt – mit einigen Ausnahmen bislang unaufgeführt – buchstäblich in der Schublade des Komponisten.

Nicht von einer Karriere, vielmehr von einem eindrücklichen Werdegang, einer nie abbrechenden Entwicklung also kann bei Meinrad Schütter gesprochen werden. Im Jahr 1930 hat der Zwanzigjährige sein erstes Lied komponiert, «Dumonda», nach einem rätoromanischen Text von Gian Caduff. Einige Jahre später schrieb Antoine-Elisée Cherbuliez, Reger-Schüler, Dozent für Musikwissenschaft an der Universität Zürich und Musikpublizist von einigem Ansehen, in der Zeitung «Der freie Rätier» bereits von «diesem sicherlich begabtesten und augenblicklich extremsten ‹modernen› unter den jungen Bündner Komponisten». Schütter hatte mit einer spätromantischen, an Othmar Schoeck orientierten Harmonik begonnen, strebte jedoch unaufhaltsam nach Neuem. «Von Anfang an», registrierte Cherbuliez, «hat er eine gewissermassen selbstverständliche Neigung und Fähigkeit gehabt, den Stil der extremen Moderne anzunehmen.»

Aufenthalte in Zürich, Österreich, Basel und Rom sowie die persönliche Bekanntschaft mit Béla Bartok und Igor Strawinsky brachten ihn in faszinierende, expressionistische und neoklassizistische Bereiche. Doch 1939 kam der Krieg: Der junge Musiker musste, statt sich in Rom weiter ausbilden zu lassen, heimkehren und als Hilfsdienstsoldat 1500 Diensttage in den Schweizer Bergen absolvieren.

Der so gleichsam am eigenen Leib erlittene Gegensatz zwischen kultivierter und barbarischer Welt war zu dieser Zeit das Motiv für eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Stoff der Medea: Als Meinrad Schütter im Militärdienst ein ganzes Jahr lang auf dem San-Bernardino-Pass auszuharren hatte, fasste er den Plan, aus diesem Stoff eine Oper zu machen. Der Inhalt bewegte ihn; in diesen schrecklichen Kriegsjahren, verlebt in einer Art von Urlandschaft, hat der ernste Stoff seinem inneren, seelischen Zustand entsprochen.

Schütters Oper «Medea», sicherlich eines seiner Hauptwerke, ist erst 1956 in Zürich fertig geworden. Die daraus 1981 am Stadtthea-

ter Chur von der Sopranistin Karin Ott und der Camerata Zürich unter Reto Tschupp zur Uraufführung gebrachte Arie der Kreusa vermochte bloss anzudeuten, welche Schätze hier noch in der Schublade Schütters schlummern.

Ein anderes zentrales Werk, die 1939 in Rom angefangene Grosse Messe für Soli, Chor und Orgel, ist vom Komponisten 1965 in Zürich abgeschlossen worden. Die sechsteilige Komposition wurde 1981 vom Kammerchor Chur unter Lucius Juon erstmals in ihrem vollen Umfang zu Gehör gebracht.

Doch nicht allein Lucius Juon und Räto Tschupp setzten sich immer wieder mit Erfolg für die eigenwilligen Werke Schütters ein, vor ihnen waren es keine Geringeren als Hans Rosbaud und Hermann Scherchen, die dem Kompomisten durch Aufführungen im Radio und im Konzertsaal die bleibende Sicherheit hoher fachlicher Anerkennung vermittelten. Mit diesem Bewusstsein und dank der liebenden Kraft seiner Ehefrau Claudia Schütter-Mengelt wurde es ihm möglich, jahrelang unbeirrt seine Werke zu schreiben und weiterzuentwickeln, ob sie nun aufgeführt wurden oder nicht.

Gegenüber allem Neuen hat sich Meinrad Schütter stets eine fast jugendliche Aufgeschlossenheit bewahrt. Mit vierzig Jahren drückte er an der Universität Zürich noch einmal die Schulbank, um sich von Paul Hindemith kompositorisch die Zunge lockern und sichern zu lassen. In den Jahren seiner Arbeit als Korrepetitor am Opernhaus Zürich und noch heute von seinem Alterswohnsitz in Küsnacht aus besucht er begeistert Aufführungen mit Neuer Musik, offen gegenüber wertvollen Anregungen.

Der Achtzigjährige hat atonale Zwölftonphasen längst hinter sich gelassen und zu einem Altersstil gefunden, bei welchem sich eine luzide Transparenz mit eigenwillig-modaler Tonalität zu einer harmonischen Spannung verbindet. So entstanden in den letzten Jahren hauptsächlich Chorwerke, eine zweite Messe, die in St. Gallen uraufgeführt wurde, ein Streichquartett, ein Bläsernonett, einige Lieder, Kompositionen für Violine und Klavier, für Klarinette und Klavier sowie zwei Nachtstücke für die Besetzung Flöte, Klarinette, Klavier.

Auf Vermittlung der Churer Fördererin Ruth Barandun fand 1990 gar in den Vereinigten Staaten die Uraufführung eines Orchesterwerkes von Meinrad Schütter statt. Das von Eric Shumsky dirigierte North West Chamber Orchestra stellte die 1989 entstandene Komposition «Concentus» in der amerikanischen Stadt Seattle einer interessierten Zuhörerschaft vor, weitere Stücke wie «Pastorale» (1888) und «Metamorphose» (1985) wurden vom genannten Orchester für eine künftige Schallplattenpublikation im Studio aufgenommen.

Meinrad Schütter ist, die Beispiele belegen es, alles andere als ein Viel- und Schnellschreiber. Mit Hingabe und Geduld, aus echter Verantwortung gegenüber der Musik widmet er sich seinen Kompositionen. Die dabei im Mittelpunkt stehende konstruktive Strenge, seine eigenwillige herbe Haltung wird ihm mitunter zum Vorwurf gemacht.

Solche Kritik verkennt die existentielle Qualität dieser Musik. Gewiss, Schütter verschmäht die glühende Emotion, die pathetischen Gesten, Programm-Musik jeglicher Art ist ihm fremd. Seine Musik, ihrem Wesen nach zutiefst unspektakulär, ist oft am Rande des Verstummens, der Stille abgerungen, dem Scheitern nah. Zahlreiche Überarbeitungen erschweren die Übersicht über das Gesamtwerk. Schütters Werke werden mitunter jahrelang zurückgestellt, bleiben vorerst oder für immer unvollendet. So hofft der Jubilar, gelegentlich die Ruhe und Inspiration zur Vollendung seiner einzigen Sinfonie zu finden.

Heinz Kerle

Meinrad Schütter anekdotisch

Aufgeschrieben von seinem Freund Philipp Zinsli

Zeichnungen von Vreni Zinsli-Bossart

Einleitung

In vielen Jahren der Freundschaft haben wir, meine Frau und ich, Meinrad Schütter als ernsthaften und ernstzunehmenden Künstler kennen gelernt. Ungezählte Stunden geselligen Beisammenseins erschlossen uns aber auch eine andere Seite seines Wesens: seine lebendige Erzählergabe, seinen träfen Witz und seinen oft schnurrigen Humor wie auch den Schalk, der sich gerne hinter vorgespielter Naivität verbirgt.

Als Freundesgabe zum 80. Geburtstag haben wir für den Jubilaren ein illustriertes Anekdotenbändchen zusammengestellt, die Ernte jahrelangen Sammelns. Wenn diese Lese nun im Bündner Jahrbuch erscheint, erfolgt dies auf Wunsch von Peter Metz, dem wir und Meinrad Schütter freundschaftlich verbunden sind.

Einführende Worte des Psychologen

In der Nacht, da Meinrad Schütter zu Chur geboren wurde, brannte nebenan die Gasfabrik: dieser Schock für den Neugeborenen erklärt vieles!

Meini und das Militär

Meini wollte keinen Militärdienst leisten und wandte sich deshalb an einen alten Freund der Familie, den damaligen Chefarzt der Irrenanstalt Waldhaus. Er erklärte diesem, seine Hände seien zum Klavierspiel und nicht für den Gewehrgriff geschaffen, und nach einigem Hin und Her händigte der Psychiater Meini ein Attest aus. Der Tag der militärischen Aushebung stand bevor und Meini suchte auf seine originelle Weise dem Unheil zu entkommen: er machte vor dem schicksalsträchtigen Morgen eine ausgiebige Freinacht, trank sehr viel Kaffee, sah denn auch am Morgen erbärmlich aus und hatte einen fliegenden Puls.

Auf Grund dieses miesen körperlichen Zustands und des irrenärztlichen Zeugnisses wurde auf «dienstuntauglich» entschieden und als Begründung im Dienstbüchlein die Geheimziffer 250/64 eingetragen. Als Meini nach Kriegsende in eine Krankenkasse eintreten wollte und sich deshalb einem alten Vertrauensarzt stellen musste, erklärte ihm dieser, er könne nur gegen Vorbehalt aufgenommen werden, da er gemäss einem Eintrag im DB geisteskrank sei. Auf Meinis Einwand, man habe ihn allerdings jahrelang in unserer Armee als HD brauchen können, so dass die Annahme nicht abwegig sei, unser Heer bestehe offenbar zumindest teilweise aus Irren, entschied der Kassenarzt kurzerhand: «Der Eintrag im DB und damit natürlich auch die Krankheit sind längst verjährt!»

*

Im Aktivdienst bei den Misoxern war Meini meist eifrig mit Notenschreiben beschäftigt. Das kam einem seiner Dienstkameraden sehr suspekt vor, wusste er doch nichts mit diesen sonderbaren Punkten – Cacas di formis, Ameisenschisse – anzufangen. So machte er denn Meldung an höherer Stelle, dieser HD Schütter schreibe dauernd ganze Blätter voll von eigenartigen Zeichen und schicke sie immer sofort weg. Es handle sich dabei sicher um einen Geheimcode und der Schütter sei ein Spion.

*

Zwei Tage nach dem Rücktritt unseres «Kriegsministers» Ruedi Minger stand Meini in seiner schäbigen HD-Uniform auf der Tramінsel bei der Wasserkirche in Zürich. Ein neben ihm stehender Herr, dem man den Oberst in Zivil von weitem ansah, betrachtete degoutiert Meinis abgeschossene Hose und fragte: «Wer hat Ihnen diese unmöglichen Hosen gegeben?»

Darauf meinte Meini trocken: «Ja, ja, diese Hosen! Ihretwegen musste ja auch unser Bundesrat Minger vorgestern zurücktreten!»

*

Meini machte während des zweiten Weltkriegs als HD Fliegermeldedienst in der Gegend von Obervaz. Als Musiker, dachte man in Militärkreisen, sei er mit seinem ausserordentlichen Gehör dazu prädestiniert, Flugzeuge frühzeitig zu hören und zu orten. Das Resultat dieser musischen Arbeit hatte unser Wehrmann dann in ein Auswertungszentrum in Bern zu übermitteln. Tage und Wochen gingen ereignislos dahin, bis an einem Föhntag ein fernes Brummen an Meinis Ohren drang, die er in militaristischem Eifer spitzte und dann mit einem befriedigten Gesichtsausdruck zum Hörer griff: «Fremde Flugzeuge im Anflug aus Südwesten», gab er nach Bern durch. Wenige Minuten später kam der Kommentar aus der Bundesstadt: «Über der ganzen Schweiz befinden sich zur Zeit keine Flugzeuge in der Luft. Welcher Esel hat die Falschmeldung durchgegeben?». Des Rätsels Lösung: an diesem Föhntag trug der Wind das Brummen des Kraftwerks Solis nach Obervaz hinauf in Meinis Ohren.

Meini als Lehrer

Dass Meini in Chur das Lehrerseminar absolviert hat und demgemäss ein gottbegnadeter diplomierter Pädagoge ist, wissen wohl nicht alle seine Bekannten. Dass er während der Schulzeit einige Schwierigkeiten hatte und machte, dürften aber alle, die ihn kennen, vermuten. Aus mir nicht mehr bekanntem Grunde hatte Meini eines Tages Arrest und wurde in die kantonale Turnhalle eingesperrt. Ihn aber trieb ein dumpfer Drang, aus dieser Gefangenschaft zu entfliehen. Er erklomm eine Sprossenwand und entkam so durch das hochgelegene Fenster. Seine Flucht blieb nicht unbemerkt, und Meini wurde vor den Seminardirektor zitiert: «Warum sind Sie aus dem Arrest entwichen?» «Sehen Sie, verehrter Herr Seminardirektor, heute konnte ich wirklich nicht in dieser profanen Turnhalle bleiben, ich musste einfach hinauf in die Kathedrale gehen; denn wir haben ja schliesslich den 100. Todestag von Franz Schubert!»

*

Lehrer Meini hatte eines Tages den Auflöseschlüssel für das Rechnen zu Hause vergessen. Und da er deshalb die Rechnungsresultate der Schüler nicht kontrollieren und korrigieren konnte, seiner eigenen Rechenkünste keineswegs gewiss, erfand er eine absolut geniale Methode, ein Resultat zu verifizieren: er liess ganz einfach in der Klasse durch Abstimmung feststellen, welches Resultat am meisten Stimmen machte und erklärte dieses als richtig.

*

Meini hatte als Lehrer mit der Disziplin seine liebe Mühe. Mit einem auf dem Klavier gespielten Marsch konnte er gelegentlich die Ruhe in der Klasse wieder herstellen. Und wenn es trotzdem allzu bunt wurde, steckte er zwei Finger in den Mund und schreckte mit einem lauten Pfiff seine Schülerhorde auf. Dass der Lehrer Klavier spielen und überdies noch so gut pfeifen konnte, verschaffte ihm etwas Autorität. In einer Geographiestunde erklärte er seinen Schülern äusserst anschaulich die Eiszeit und wies darauf hin, dass die Gletscher beim Abschmelzen in Zürich-Enge und dort, wo heute das Burghölzli steht, Moränen hinterlassen hätten. Wie es sich geziemt, hatten die Schüler nachträglich in einem Aufsatz zu beweisen, dass sie das vom begnadeten Lehrer Gebotene auch verstanden hatten. Am Prägnantesten tat dies eine Schülerin, deren ganzer Aufsatz in dem lapidaren Satz bestand: als die Eiszeit vorüber war, sahen die Menschen das Burghölzli.

Meini und die Festtage

An einem 11. September, dem 45. Hochzeitstag des Ehepaars Schütter, fragte Meini am Morgen zerstreut wie üblich: «Welchen Tag haben wir heute?» Claudia mit Betonung: «Den 11. September». Keine Reaktion Meinis. Nach einer Stunde sagte Claudia mit Nachdruck: «Meini, heute ist der 11. September»,

und Meini stellte darauf kalt fest: «Das hast Du schon einmal gesagt». Gegen Mittag setzte Claudia erneut an in der Hoffnung, wenigstens auswärts essen zu können: «Du Meini, heute ist der 11. September, unser 45. Hochzeitstag.» «O verreckt, das habe ich ganz vergessen», war Meinis Reaktion, die dann allerdings – zu seiner Ehre seis gesagt – von einem Hochzeitskuss gefolgt war.

Am 18. September 1987 hüten Claudia und Meini während unserer USA-Reise unser Haus. Alle paar Minuten läutet das Telephon, und Claudia eilt in die Küche zum Apparat und lässt Meini allein in der Stube zurück. Er nimmt dieses geschäftige Tun mit wachsendem Erstaunen zur Kenntnis und will schliesslich sehr verärgert wissen, was es denn eigentlich mit dieser verrückten Telephoniererei auf

sich habe. Da meint Claudia gelassen: «Ausser Dir gibt es eben offensichtlich viele Menschen, die Wissen, dass ich heute Geburtstag habe!»

*

Eines Tages wurde Meini im Theater gefragt, welche Überraschung er für Claudia zum bevorstehenden Weihnachtsfest bereit habe. Er wisse es noch nicht, erklärte er etwas verärgert über die indiskrete Frage. Anderntags verkündete er den Wundernasen, er habe jetzt tatsächlich eine sehr grosse Überraschung für Claudia: er habe ihr 100 Franken gestohlen, und sie wisse es noch nicht.

Meini, der Musiker

Willy Byland, der Leiter unseres Curia-Schülerorchesters, dessen wenig virtuoser Pianist ich war, hatte Meini um ein kleines Orchesterstück gebeten, wohl um seinen ersten Kompositionsauftrag, das an einem öffentlichen Gönnerabend im grossen Volkshaussaal hätte aufgeführt werden sollen. Der Komponist liess sich Zeit, weil er auf den Kuss der Muse wartete. Und das Orchester geriet wegen der notwendigen Proben zusehends in Bedrängnis. Doch eines schönen Tages erschien Willy Byland bei mir mit der Meldung, ein Stück des Klavierparts sei fertig. Gemeinsam suchten wir den Komponisten in seiner Wohnung über dem Restaurant Calanda am Postplatz auf. Ich wurde ans Klavier komplimentiert und erhielt ein Notenblatt vor die Nase gesetzt. «Diese moderne Musik ist für mich unspielbar», erklärte ich sofort und endgültig. «Was spielst Du denn?», wollte Meini wissen. «Sonatinen sowie ein bisschen Mozart und Bach». «Und gar nichts Moderneres?» «Nun ja, vielleicht gelegentlich ein Lied von Schoeck», worauf Meini erleichtert ausstiess: «Dann ist ja noch nicht alles verloren!»

*

Zu unseren Jünglingszeiten spielte in einigen Churer Restaurants ein Sommerorchester. Einmal produzierte sich eine Russenkapelle. Abend für Abend sass ein aufmerksamer Hörer im Saal, der meistens als letzter das Lokal verliess: es war kein heimwehkranker Russe, sondern unser aller unvergesslicher Otto Braschler, der eines Abends einen Disput am Nebentisch verfolgte. Die Gäste stritten sich darüber, ob es bei diesen Musikern sich auch wirklich um Russen handle und meldeten entsprechende Zweifel an. In einem aber waren sich alle einig: einer war mit Sicherheit ein echter Kosake, der Pianist. Und dieser feurige Ostmusikant war unser Meini Schütter, der das erkrankte Original ersetzte.

*

In einem Berner Studiokonzert sollte ein Werk von Meini aufgeführt werden. Wie immer dauerte es lange, bis der Komponist sein musisches Material versandbereit hatte. Doch sogar dieser Tag dämmerte auf, und Meini brachte das Paket auf die Sihlpost in Zürich, damit es unsere sprichwörtlich zuverlässige Post nach Bern bringe. Doch ein böswilliges Schicksal wollte es, dass das wohlverpackte Produkt von Meinis musisch-schöpferischer Tätigkeit auf dem postalischen Förderband in eine Transmissionsmaschinerie geriet und zu Papierschnitzeln verarbeitet wurde. Die entsprechende postalische Benachrichtigung, Entschuldigung und Zustellung der Notenkonfetti konnte den Schaden nicht beheben. Als Trost für die erlittene Unbill erhielt unser Komponist jedoch eine sehr grosszügige staatliche Entschädigung von etwa 3 Franken pro Kilo Papier, und Meini meinte mit Galgenhumor, so hoch sei er bisher noch für keines seiner Werke bezahlt worden.

Nach diesem Missgeschick gingen natürlich wieder Wochen ins Land, bis endlich Kopien der zerstörten Werke in Bern eintrafen. Die hohen Herren vom Radiostudio entschieden sich unter der Regie von Räto Tschupp für eine Komposition für Violine und Klavier.

*

Zur Zeit der öffentlichen Aufführung fanden sich im vollbesetzten Saal auch Meini und Claudia ein und harrten mit Räto Tschupp, der einige Reihen hinter ihnen sass, gespannt auf den Auftritt der beiden Künstler. Der Vorhang teilte sich, das Werk sollte erklingen. Doch was

mussten Meinis scharfe Augen erblicken: auf der Bühne stand kein Klavier, dessen Part offenbar irgendwann und irgendwo verloren gegangen war. Was tun? Meini sagte sich: der Geiger hat auch so noch genug zu tun. Und so geschah es denn: kein Mensch, auch Räto Tschupp und die anwesenden Berufskritiker nicht, hatten gemerkt, dass die Klavierbegleitung fehlte. Und so wurde aus dem Duo für Violine und Klavier ein Geigen-Solostück.

*

Meini war einst als Pianist in einem Kammermusikensemble tätig. Bei einem Auftritt in München geriet er kurz in Verlegenheit: vor dem Auftritt, zog er sich seine schwarze Konzerthose an, die er lange nicht mehr getragen hatte. Und, o Schreck: die Motten hatten ihr Werk getan und direkt über dem Knie ein Loch herausgefressen, durch das nun unübersehbar Meinis weisse Marmorhaut herausblitzte. Niemand war zu finden, der in der kurzen noch verfügbaren Zeit das Loch hätte flicken oder eine andere Hose liefern können. Guter Rat war teuer. Doch nach messerscharfem kurzem Überlegen fand Meini eine ebenso verblüffende wie billige Lösung des Problems: mit Tinte, die damals leicht aufzutreiben war, färbte er sein ganzes Knie dunkel ein und das Loch ward nicht mehr gesehen.

*

Dass schöpferische Potenz sich sichtbar in materieller Form, wenn auch leider nicht immer in klingender Münze niederschlagen kann, hat Meini während eines Ferienaufenthalts in Safien bewiesen. Von der Muse wieder einmal leidenschaftlich geküsst, wanderte er vor dem Haus in der kleinen Wiese stundenlang unaufhaltsam, geniale Kompositionsgedanken in seinem Löwenhaupte wälzend, auf und ab, hin und zurück, gedankenverloren immer auf derselben Spur. Und bis zur Geburt seines neuen Werkes hatten sich seine immateriellen Ideen, für jedermann klar erkennbar, als grasloser Pfad im Wiesenboden materialisiert.

*

Grosser Tag in Meinis Leben: abends soll in der Martinskirche zu Chur seine Messe unter der Leitung von Luzius Juon aufgeführt und im Radio übertragen werden. Das möchte unser Komponist begreiflicherweise auf eigenem Tonband festhalten, und so lässt er sich am Vormittag von einem Bekannten – dessen Familie wartet gerade auf das Frühstück – den Bandapparat, den er am Abend verwenden wird, erklären. Meini wird eingehend instruiert und soll abends im Konzert einfach auf den Knopf «Aufnahme» drücken, alles weitere ergebe sich dann von selbst. Der grosse Moment ist da, der Dirigent hebt den Taktstock, Meini drückt auf die Taste: «Mammi, miar hend no kai z'Morga gha», tönt es vernehmlich aus dem Gerät. Meini hatte irrtümlicherweise den Wiedergabeknopf gedrückt und damit das am Morgen anlässlich der Geräteinstruktion Aufgenommene abgespielt.

Meini und der Bischof von Chur

Meini sass zu später Stunde noch in einem Restaurant beim St. Peter in Zürich. Seine Bestellung auf einen letzten Zweier nachts um ½12 Uhr wurde wegen der vorgerückten Stunde nicht mehr angenommen. Der durstige Meini wusste sich aber zu helfen und erhielt seinen Schlummertrunk doch noch, als er erklärte, er sei nicht irgendwer, sondern der Sohn des Bischofs von Chur.

*

Meini machte zusammen mit Claudia dem Churer Bischof Caminada seine Aufwartung. Dieser erkundigte sich nach den derzeitigen Familienverhältnissen und stellte schliesslich die unvermeidliche Frage: «Haben Sie, wie ich gerne hoffe, Kinder?» «Nein, Eminenz», entgegnete Meini, «wir tun aber auch nichts dagegen.»

Meini als Wohltäter

Ein alter Mitschlaraffe, dessen Vater seinerzeit den Gustloffmörder Frankfurter in Chur verteidigt hatte, jammerte bei Meini immer wieder über seine miserable Finanzlage so bewegt und überzeugend, wie dies sonst nur unsere Bauern können. Meini, zutiefst beein-

druckt von so viel Elend, lud den armen Mann deshalb von Zeit zu Zeit zum Essen in einem Restaurant ein. Viel später stellte sich heraus, dass dieser arme Mann seit je auf Millionen sass. Meini aber hat sich als Unterstützer dieses Nabobs wenigstens einige Punkte für seinen Einzug in den Himmel erworben.

*

Bei Meinis Künstlermähne war ein Haarschnitt fällig, und Claudia gab ihm zu diesem Behufe eine Zwanzigernote. Als Meini heimkehrte, entsetzte sich Claudia über sein Aussehen: der Haarkünstler hatte seinem Opfer anscheinend einen Suppen- oder Nachttopf über sein Haupt gestülpt und einfach alle unten heraushängenden Haare abgeschnitten, so jedenfalls sah das Kunstwerk aus. «Was für ein Figaro hat Dir denn diese Frisur kreiert?», wollte Claudia wissen. «Ja, weisst Du, da gibt es im Niederdorf in einer kleinen Nebengasse einen Coiffeur, der so entsetzlich arm ist, dass er nur einen Stuhl und einen kleinen Tisch in einem winzigen Raum besitzt, zu dem ging ich hin, weil ich ihn unterstützen wollte.» «Gut, wenigstens billig ist er hoffentlich gewesen. Gib mir das Herausgeld auf die zwanzig Franken zurück.» «Damit kann ich leider nicht dienen; denn weil er so schrecklich arm ist, gab ich ihm die ganze Zwanzigernote!»

*

Im Zug zwischen Köln und Zürich kamen Meini und Claudia mit einem Italiener ins Gespräch, der jammerte, er müsse dringend zu seiner kranken Mutter nach Mailand, das Geld für das Billett habe er sich mit Mühe gerade zusammenborgen können, sonst aber habe er gar nichts. Meini war von der herzerschütternden Erzählung des Südländers so tief ergriffen, dass er ihm alles Geld gab, das er bei sich hatte. Als sie an diesem Samstagabend in Zürich ankamen, hatte Claudia nichts Essbares im Hause und Geld für ein Restaurant fehlte natürlich auch. Meini tröstete sein Ehegespons mit der Versicherung, man erhalte alles, was man Armen gebe, vom Schicksal mehrfach zurückbezahlt. Und er sollte recht behalten: ihre Aufwartefrau hatte als Willkommensgruss den Milchkasten mit auserlesenen Speisen gefüllt, die, bezogen bei Traiteur Seiler, bei einer Party übrig geblieben waren.

Der Italiener meldete sich gelegentlich schriftlich aus Mailand, ohne aber Geld zu schicken. Und Meini zögerte mit einer Antwort aus Furcht, bei weiterer Kontaktnahme müsse er den Südländer am Ende noch adoptieren.

*

In einer Zeit, da es Meini und Claudia finanziell miserabel ging, hatte Claudia als Notvorrat ein paar Kilo Kartoffeln und Äpfel eingekellert. Als sie eines Tages von dieser Nahrungsreserve etwas holen wollte, war nichts mehr da. Und Meini hatte auch sofort eine Erklärung zur Hand: da seien doch vor ein paar Tagen einige Leute gekommen von der Aktion «Zürich hilft Wien», um Geld zu sammeln. Da im Haushalt kein Rappen vorhanden war, fragte Meini, ob allenfalls auch Esswaren angenommen würden. Und da dies bejaht wurde, spendete er freudigen Herzens Claudias Notvorrat und die beiden hätten nun am Hungertuch nagen müssen. Das Schicksal meinte es aber gut mit ihnen: abends meldete sich eine Bekannte mit der Frage, ob sie nicht einige Äpfel brauchen könnten, sie selbst hätte deren viel zu viel.

*

Claudia übergab Meini am Wochenende für Einkäufe Fr. 100.– in der Meinung, dieser Betrag reiche bis weit in die kommende Woche hinein. Am Abend aber brachte ihr Ehegespons gerade noch etwa Fr. 10.– nach Hause. «Was hast Du denn heute mit dem vielen Geld gemacht?», fragte Claudia in erbostem Ton. «Ja, ich habe eben unseren Pfarrer zusammen mit einem Italiener auf der Strasse getroffen, der mir vorjammerte, er habe in Italien eine vielköpfige Familie und verdiene als Maurer nur Fr. 35.–. Da konnte ich natürlich nicht anders als ihm ein Fünfzigernötli in die Westentasche zu stecken, dem armen Mann.» «Du hast sicher in Deinem ganzen Leben noch nie Fr. 35.– Stundenlohn kassiert», ereiferte sich Claudia. Und Meini darauf: «Aha, ich dachte eben, das sei das armen Mannes Wochenlohn!»

Der zerstreute Meini

Seit Schütters in Küsnacht wohnen und Claudia durch Unfallfolgen etwas behindert ist, macht Meini in Zürich oft Einkäufe für den Haushalt. In seiner Zerstreutheit lässt er diese, wenn er in Küsnacht aussteigt, oft im Zuge liegen. In Rapperswil wird das herrenlose Gut von der SBB dann sichergestellt. Eines Tages löste Meini bei Hug in Zürich einen Gutschein für Partituren ein, kam – möglicherweise wegen anderer Geschäfte oder sonstiger Zwischenfälle – erst spät abends nach Hause und plauderte mit Claudia noch lange in der Küche, ehe er sich nach ein Uhr nachts entschloss, zu Bette zu gehen, nicht ohne sich vorher noch vehement darüber zu beklagen, dass die gedruckten Noten nun auch schon unverschämt teuer geworden seien. Da meinte Claudia, er hätte ihr die bei Hug erstandenen Partituren eigentlich schon zeigen dürfen. Zerknirscht ging Meini hinaus in den Korridor, das Gewünschte hereinzuholen, fand aber trotz eifrigen Suchens nichts. Anderntags konnte er auf telephonischen Hinweis der SBB seine Partituren im Bahnhof Rapperswil abholen; denn dort kennt man inzwischen die vielen namenlosen Sendungen, die immer wieder mit dem Goldküstenexpress aus Zürich ankommen.

*

Im Stadttheater war festliche Premiere angesagt. Claudia und Meini stürzten sich in grosse Gala und machten sich sehr früh auf den Weg, da Claudia immer mindestens ½ Stunde vor Beginn der Vorstellung im Opernhaus sein musste. Schon an der Haustüre aber stellte sie mit Entsetzen fest, dass Meini eine völlig unmögliche bunte Krawatte zu seinem Galaanzug trug, und sie wies ihn an, sich einen passenden Schlips umzuknüpfen, dieweil sie bereits ins Theater gehe. Meini tat, wie befohlen, und da er nun auch etwas zu früh am Bellevue war, beschloss er, im Odeon noch einen Kaffee zu trinken. Die dort verkehrenden «Damen» lachten ihn an diesem Abend besonders aufmerksam an, was Meinis Selbstbewusstsein enorm steigerte und ihn, im Wissen um sein offenbar sehr vornehmes Aussehen, mit geschwellter Brust an einem Tische Platz nehmen liess. Da trat ein entfernt Bekannter zu ihm und raunte ihm leise zu: «Herr Schütter, entschuldigen Sie die Störung. Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, dass Sie übereinander zwei verschiedene Krawatten tragen!»

*

Das Opernhaus Zürich gab ein Gastspiel in Bordeaux. Am Abend wurde ausgiebig gefeiert, und der Beleuchtungskapellmeister Meini war selbstverständlich sehr aktiv mit von der Partie, galt es doch, dem ausgezeichneten Rebengewächs dieser Gegend alle Ehre anzutun. Am Morgen verpasste er denn glatt sein Flugzeug, zählte seine ihm verbliebene Barschaft, studierte die Fahrpläne und stellte fest, dass weder Geld noch Zeit ausreichten, ihn abends rechtzeitig zur Aufführung ins Opernhaus in Zürich zu bringen; denn auch Meinis berühmte Improvisationskünste versagten diesmal. Da erschien ein rettender Engel in Form einer Reisebüro-Kuoni-Jungfer und verhalf ihm zum Rückflug zusammen mit dem technischen Personal.

*

Meini sollte in Zürich Brot einkaufen. Im Geschäft angekommen, nahm ein Sonderangebot mit, wie ihm schien, extrem günstigem Preis ihn derart gefangen, dass er spontan einen grösseren Posten dieses Artikels erstand, seinen ursprünglichen Kaufauftrag aber völlig vergass. Zu Hause legte er voller Stolz sein Einkaufspaket Claudia auf den Tisch, die entsetzt feststellen musste, dass Meini zwar kein Brot, dafür aber ein Dutzend Avocados erstanden hatte.

*

Meini hatte an unserem Bernhardinerhund Blanca den Narren gefressen und liebte dieses Tier heiss, zum Teil wohl deswegen, weil es mirakulöserweise auf den Spaziergängen immer den Weg ins Restaurant Kleinwaldeck suchte und fand. Der langhaarige Bernhardiner hatte ein wunderbar seidiges Fell, und Vreni sammelte dessen Haare und liess sie zu Wolle spinnen. Als das Tier das Zeitliche gesegnet hatte, strickte Vreni aus der Hundewolle für Meini

eine schöne Schärpe, die ihn sehr freute. Sie hatte vom Hund aber die unliebsame Eigenschaft geerbt, Haare zu lassen. Obschon Meini darauf aufmerksam gemacht wurde, liess er es sich nicht nehmen, bei einer Opernpremiere die Schärpe über seinen schwarzen Anzug anzuziehen. Die Folgen, als er im Opernfoyer den Mantel auszog, waren leider unübersehbar.

*

Meini ging im Anschluss an die Beerdigung eines Schlaraffen zum Mittagessen, was er pflichtschuldigst seiner Claudia telephonisch meldete, ihr aber nicht sagen konnte, welches Restaurant er mit seinem Besuch beehren würde. Nachmittags gegen ½3 Uhr erschien jemand in Meinis Wohnung, um ihn an eine Hochzeit abzuholen, wo er als Begleiter einer Sängerin engagiert worden war. Claudia geriet in Aufregung und rief alle ihr bekannten erreichbaren Schlaraffen an, um Meinis Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Doch alle Mühe war vergeblich. Wohin konnte sie sich noch wenden? Verzweifelt rief sie in ihrer Not Gott an, er möchte Meini doch eingeben, dass er eine Hochzeitsverpflichtung habe. Und siehe da: kurz danach erkundigte sich Meini telephonisch, ob er eigentlich nicht heute nachmittag irgendwo spielen müsste. Es geschehen doch noch Wunder und Zeichen.

Nachtisch

Meini ging eines schönen Tages mit Claudia, Heidi und Otto Braschler in Zürich spazieren und hub beim Grossmünster zu einem wortreichen historischen Exkurs über ein Wappen an, das er irgendwo in der Höhe an diesem sakralen Gebäude entdeckt hatte. Otto, offenbar mässig interessiert, knurrte nur hin und wieder ein «aha» oder «so-so». Da beklagte sich Meini plötzlich sehr verärgert über das Desinteressement, auf das seine tiefschürfenden Erklärungen gestossen waren, und er verliess grusslos den Tatort. Heidi war die Sache peinlich und sie entschuldigte sich bei Claudia, die aber in aller Ruhe feststellte: «Zum Nachtessen ist er dann schon wieder da!» Und so war es denn auch.

*

Während Meini in Zollikon die Orgel trat, brach sich Claudia in Zürich den Arm und wurde ins Spital verbracht. Telephonisch beorderte man den orgelnden Gatten ins Krankenhaus, wo er Claudia, nachdem er vorerst kurz mit dem Zeigefinger auf die Stirne getippt hatte, mehr oder weniger mitleidvoll fragte: «Wann hast Du den Arm gebrochen?» «So gegen 18 Uhr». Da erklärte Meini zum Entsetzen der daneben stehenden Krankenschwester: «Ach ja, da habe ich gerade auf der Orgel gespielt: nun danket alle Gott!»

*

Meini hatte einen blinden Vetter, den er oft besuchte, obschon dessen Frau ihm wenig gewogen war. Als Meini wieder einmal das Haus betrat, herrschte sie ihn an: «Hast Du vor dem Eintreten die Schuhe geputzt?» Und Meini darauf: «O verreckt!», ging zur Türe hinaus und kehrte ohne Schuhe auf allen Vieren ins Haus zurück. Da musste sogar die Frau lachen, was deren blinden Ehemann veranlasste zu fragen, was hier denn los sei. Sie erklärte ihm, dass Meini nun auf allen Vieren ins Haus gekrochen sei, und Meini ergänzte: «Ja, und ich habe vorher auch noch die Hände gewaschen!»

*

Während eines Spazierganges auf der stark belebten Zürcher Bahnhofstrasse blieb Meini vor dem PKZ-Laden plötzlich stehen und verwandelte sich unversehens in eine Schaufensterpuppe in typischer Stellung. «Schau, da haben sie doch wirklich beim Wechsel der Dekoration eine Schaufensterpuppe auf dem Trottoir stehen lassen», meinte ein Passant. Ein anderer, der dieser Reklame nicht ganz traute, kam nach geraumer Zeit zurück und stellte verblüfft fest: «Was? Jetzt steht der wirklich immer noch da?» Darüber, ob und wie fürstlich die PKZ-Geschäftsleitung Meini für diesen Gratis-Reklame-Gag honoriert hat, schweigt des Sängers Mund.

*

Meini traf bei nasskaltem windigem Wetter spät nachts den Musiker Imhof, ein bekanntes

Churer Original, und war bald mit ihm in ein Gespräch vertieft über Gott, Nietzsche und die ganze Welt. Die beiden nahmen offensichtlich angesichts der vorgerückten Stunde den Heimweg unter die Füsse, schritten gestikulierend und disputierend die Rheinstrasse hinunter bis zur Gasfabrik. Da verabschiedeten sie sich gegenseitig, jeder in der Meinung, den andern nach Hause begleitet zu haben. Aber da stellte sich zu beider Überraschung heraus, dass keiner hier am Ende der Welt bei der Gasfabrik, sondern, dass beide ganz nahe beieinander beim Postplatz wohnten.

*

Meini hatte als Beleuchtungskapellmeister im Opernhaus Zürich den Beleuchtern anhand der Opernpartitur die Einsätze für Lichtwechsel, Blitz und Donner zu geben. Bei einer Aufführung unter der Leitung eines extravaganten, in allen Sprachen durcheinander sprechenden Ballettmeisters wies dieser immer wieder darauf hin, dass ein bestimmter Lichtwechsel dann einzutreten hätte, «wenn der Rock fällt». Meini fixierte die Primaballerina gespannt, um den Augenblick, aber auch den Anblick nicht zu verpassen, «wenn der Rock fällt». Und dieser fiel denn auch mit beträchtlichem Getöse. Nur war es zu Meinis begreiflicher Enttäuschung nicht der Rock der Tänzerin, sondern ein in der Szenerie herabfallender Felsbrocken, eben genau der «Rock», den der englisch parlierende Sonderling immer gemeint hatte.

Eine zur Hälfte erfundene Anekdote

Seit dem grossen Umbau im Bahnhof Stadelhofen sind die früher öffentlich zugänglichen Toiletten verschwunden bis auf eine, deren Türe folgender Anschlag ziert: «Der Schlüssel zur Toilette kann am Billetschalter verlangt werden.» Meini, der in sehr dranglicher Mission nach langem Suchen endlich vor diesem Ukas stand, schrieb erbost darunter: «In eiligen Fällen ist die Generaldirektion in Bern zuständig.»

Verlags-Mitteilung: Auf das Geburtstagsfest von Meinrad Schütter hin gestaltete der Verlag aus dem vorliegenden Text ein bibliophiles Separatum, das zum Preis von Fr. 29.– plus Versandkosten direkt bei uns bezogen werden kann.

Der Verlag